

Nr. 286. Bromberg, den 12. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(Schluß.)

„Luise, Annemarie, Adolf-Wilhelm!"

Jeder Name fliegt nur so über den Repkowhof wie ein Kommando.

Adolf von Heyken steht auf der Terrasse und schreit die drei Namen seiner Sprößlinge in die Gegend. Verflixte Rangen! Da sind nun wieder mal Schulferien, und die Gören treiben sich den ganzen Tag herum, daß man niemals weiß, wo sie stecken. Sogar die Mittagsmahlzeiten vergessen sie, die Bande!

Und Frau Annemarie behauptet, das läge eben an der Erziehung durch den verehrten Herrn Vater, der leider der Meinung sei, Jugend müsse sich austoben, so gut sie kann. Und der Herr von Heyken erklärt, das läge lediglich an der Frau Mama, die ja auch schon als Kind „herumgeklönt und -gedrömt" habe und sich mit den Tieren besser verstanden hätte als mit geregelten Mahlzeiten.

Na — darüber wird also nie Einigkeit zu erzielen sein.

„Zum Donnerwetter — Rasselbande!" schreit nun also Herr von Heyken noch einmal mit Donnerstimme, als stände er noch immer vor seiner Kompanie in Potsdam, was auch schon lange her ist, „wenn ihr nu nicht auftaucht, dann — verhungert in Deibels Namen!"

Das aber wollen sie nun doch nicht! Da kommt also als erster Adolf-Wilhelm, der Zwölfjährige, der Erbprinz, aus dem Pferdestall, wo zwei Fohlen seit einiger Zeit der Stolz des alten Schmersow und des ganzen Repkowhofes sind. Ihr besonderer Betreuer ist Adolf-Wilhelm. Und außerdem ist er Schmersows Freund, der so wundervolle Geschichten erzählen kann, vom Kriege, der einmal hier getobt hat, von der Schimmelbaronin, von hundert gruseligen und aufregenden Dingen, die ein Jungengemüt gewaltig interessieren.

Die Hände in den Hosentaschen schlendert er heran.

„Schon Mittagessen, Vater?" fragt er unschuldig, obwohl schon vor einer halben Stunde zum Essen gerufen wurde. Aber wenn er den Heykengrafen so mit den frommen Augen der Frau Annemarie ansieht, dann kann er ihm nicht böse sein.

Aus einem Heuboden klettert eilig und mit flatterndem Röckchen Luise, die Zehnjährige, das Haar voll Heu und die Augen voll blanker Seligkeit. Na ja, das weiß der Heyken nun schon: Die hat bei ihren jungen Katzen gesessen, die da oben erst vor anderthalb Wochen zur Welt gekommen sind. Sie sind vorläufig nicht runterzukriegen, und Luise schleppt Milch und eingeweichte Semmeln hinauf, wann sie nur kann, und wenn das so weitergeht, so werden die jungen Dinger nachher noch die Fettsucht kriegen, bevor sie überhaupt ausgewachsen sind.

Die fünfjährige Annemarie aber trippelt puterrot, zwei Puppen in jedem Arm, aus dem Gemüsegarten, in dessen halb abgeerntetem Teil heute großer Wäschetag ist. Drei Mägde arbeiten da mit hochgeschürzten Röcken und schleppen das Gewaschene zur Bleiche auf die Wiese hinter dem Garten. Für Annemarie eine ganz große Gelegenheit, auch ihrerseits „ihre Kinder" einer Reinigungsprozedur zu unterwerfen und in Seifenschaum zu plantschen. Sie sieht denn auch entsprechend aus.

Adolf von Heyken lacht über das ganze Gesicht, als er sie herankommen sieht.

Aber dann nimmt er sie auf den Arm — dieses entzückende Abbild der Mutter, das der Frau Annemarie am meisten ähnelt — und Luise an der einen Hand und Adolf-Wilhelm als Vortrab; so marschieren sie in das Eßzimmer, wo schon der Tisch gedeckt ist. Ach nein — die drei Trabanten müssen schleunigst wieder heraus und in die Küche, und es ist Frau Jutta von Repkow, die nun wunderschönes silbernes Haar hat, die aufpaßt, daß die drei wieder adrett und „eßfertig" an den Tisch kommen. Der alte Oberst Eyke von Repkow schmunzelt lustig in sich hinein, und Frau Annemarie überstrahlt die ganze Tafel mit ihrer stillen, jung-fraulichen Mütterlichkeit.

Ja, das ist nun ihre Welt. Ein schönes, erdverbundenes Reich. Es ist schon so: Das Leben hat ihr viel mehr geschenkt, als es ihr genommen hat. Sie darf sich gewiß glücklich nennen. Da sitzen die Eltern, da sitzt der Mann, da sitzen drei frische Kinder. Und alle sind gesund und frohen Sinnes!

Nach Tisch aber gibt's — wie so oft in diesem munteren Kreis von alt und jung — wieder mal eine Überraschung.

„Luischen", sagt Frau Jutta, „ich hab' was für dich."

Luischen macht große Augen. Die Großmutter hat immer eine besondere Art, ihre Enkelkinder zu verhätscheln. Besonders das Luischen. Die kann nämlich schon recht gut auf dem Klavier spielen — dies Talent ihrer jungen Mutter hat sich bei ihr besonders ausgeprägt vererbt. So jung sie ist, so vertraut ist sie schon mit den Noten, und frühzeitig hat sie beim Kantor Unterricht im Klavierspiel genommen. Es ist manchmal wie ein Wunder, wie schnell sie ein Musikstück erfaßt und wie klug und beseelt sie zu spielen vermag. Aber das hat ja auch Frau Annemarie früher gekonnt. Und darum ist natürlich das, was Frau Jutta gestern von einer Fahrt in die nahe Kreisstadt mitgebracht hat, auch für Frau Annemarie bestimmt. Aber gehören soll es selbstverständlich Luischen.

Die Augen fragen eindringlich, was es wohl wieder mal für eine Überraschung sein könnte.

Noten sind es! Jawohl — ein neues Notenheft!

„Und denk' mal — von wem?" fragt Frau Jutta, und gibt natürlich selbst die Antwort:

„Vom Schubert aus Wien!"

„Oh —", macht Luise erfreut, und Frau Jutta lächelt froh.

Lieder vom Schubert? Neue Lieder? Ja, ja, an so was denkt die Mutter schon. Und den Schubert haben sie ja alle gern. Seine Lieder werden neuerdings so gern gekauft und gespielt, man kann sie so leicht behalten und mitsingen. Es ist soviel schönes, klares Gefühl drin.

„Großmutter, die muß ich nachher gleich mal spielen", ruft Luise lebhaft. „Schubertlieder hab' ich schon lange gewollt."

„Da freu' ich mich ja selber schon drauf", sagt Frau Jutta lachend.

Die Tafel wird aufgehoben. Der Oberst von Repkow begibt sich, wie sich das für einen älteren, bequem gewordenen Herrn gehört, auf sein Zimmer, um seine Siesta zu halten, Adolf von Heyken hat noch draußen auf den Feldern zu tun und im Wald nach dem Rechten zu sehen, Annemarie, die Kleine, muß ihren Mittagsschlaf tun, Adolf-Wilhelm hat garnichts für Musik übrig und macht, daß er wieder in den Pferdestall kommt, zu den Fohlen, zu Schmersow, zu Manfred, dem Schimmel, der noch lange nicht zu alt ist, um nicht noch gelegentlich von Frau Annemarie ausgeritten zu werden, und Frau Jutta holt die Noten, die sie in ihrem Zimmer aufbewahrt hat, herunter.

Annemarie von Heyken sitzt mit Luise schon im Musikzimmer, sie ist selber neugierig auf die neuen Lieder.

*

Sie sitzt vorm Klavier, Luise steht neben ihr. Erst will sie selber „mal hineinsehen" und spielen, bevor Luise sich daran wagen mag. Frau Jutta hat es sich in ihrer „Häkelecke" bequem gemacht, eine Stickerei in den Händen.

Annemarie liest das Titelblatt:

„Die Müller-Lieder — vertont von Franz Schubert."

Müller-Lieder? Sie liest darüber hinweg. Sie schlägt die Blätter um. Da liest sie über den Noten den Textverfasser: Wilhelm Müller.

Ein feines Zucken in der Brust. Das Blut geht plötzlich schneller. Darum also — Müller-Lieder?

Ist es wirklich Wilhelm, der diese Verse gemacht hat?

Und mit einmmal ebbt alles Blut aus ihrem Gesicht zurück und kehrt dann in einer heißen Welle wieder, die bis in den hellen Nacken hineinläuft und ihn rosig färbt.

„Am Brunnen vor dem Tore", steht da.

Ihr Blick überfliegt die ersten Zeilen. Nie hat sie jene Worte vergessen, die Wilhelm einmal am Brunnen träumte, in jenen fernen, ersten Liebestagen, als er die Sprache des Brunnens zu verstehen vermeinte. Es sind die gleichen Worte, aber nun sind sie zu einem ganzen Lied in Vers und Ton geworden!

Ihre Hände zittern, als sie sie auf die Tasten legt.

Die ersten Töne klingen auf. Ihr Blick verfolgt den unterlegten Text. Langsam, melodisch und vollklingend wie Wipfelrauschen singt die Melodie. Leise singt ein zitternder Mund mit.

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort,
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!"

Die kleine Luise hat sich weiter vorgeneigt und die letzte Strophe mit ihrer hellen Kinderstimme auch mitgesungen.

Frau Jutta sitzt ganz still und hat die Stickerei in den Schoß sinken lassen.

Es summt noch ein bißchen nach in der Stube von den letzten Tönen — und dann ist es ganz still. Und in diese Stille flattert plötzlich ein Schluchzen.

Annemarie hat den Kopf sinken lassen — Tränen rinnen über ihre Wangen.

„Mutter", sagt Luise erschrocken, und Frau Jutta hebt den Kopf. Was weiß denn sie von diesem Lied. Was weiß sie, wer dieser Wilhelm Müller ist, der die Lieder hier geschrieben hat. Sie hat nur den Namen des Schubert-Franzl gelesen.

„Das probier' nur, Luischen", sagt Annemarie und erhebt sich hastig. „Es ist ein schönes Lied, nicht wahr?"

Und dann geht sie eilig hinaus.

Verwundert blickt Frau Jutta ihr nach. Aber dann nickt sie gütig-verständnisvoll. Ach ja, es ist vielleicht auch ein trauriges Lied, und Annemarie ist so leicht gerührt. Luise setzt sich ans Klavier und legt die kleinen, kindlichen Hände auf die Tasten, um vorsichtig die ersten Takte anzuschlagen.

*

Die Füße gehen wie von selbst. Sie können in dieser Stunde keinen andern Weg finden als den zum Brunnen vor der Mauer.

Und da erst mögen die Tränen ungestört rinnen, die dieses Lied aufgerührt hat. Da erst mögen sie langsam versiegen beim Rascheln der Blätter und dumpfem Geraune im Brunnenschacht. Sie weiß ja, wie dieses Lied wohl entstanden sein mag, was diese Zeilen demjenigen bedeuten, der sie gemacht hat.

Nun sitzt sie still und geruhsam auf der Bank — Spätsommertag verglüht über den kahlen Feldern. Es tut ja nicht mehr weh, die alte Wunde, und gewiß ist auch bei ihm, dem Fernen, die Wunde längst vernarbt, die das Schicksal einmal seinem Herzen schlug. Aber eine halbe Stunde, Wilhelm, diese halbe Stunde jetzt — gehört dir wieder, wie du es einmal gewünscht hast.

Durch die Stille klingt leise, gedämpft, vom Repkowhof herüber, Klavierspiel. Da spielt nun Luise das gleiche Lied noch einmal. Es ist, als nähme es der Wind auf seine leichten Flügel und wiege es eine Weile hin und her — und dann nimmt er es mit und trägt es zärtlich in die weite Welt hinaus — über den Wald, der in der Mittagssonne aufglüht, über die Wiesen und Felder — immer weiter in die Welt.

Und die Menschen heben wohl hier und da lauschend den Kopf und horchen in den Wind und lächeln oder haben feuchte Augen und flüstern wohl verstohlen: Es klingt ein Lied, und summen wie von ungefähr: „Am Brunnen vor dem Tore . . ."

*

Einige Wochen später kommt ein Brief für Annemarie von Heyken. Es steht nicht viel drin. Er kommt aus Dessau. Darin liegt ein vergilbter Zettel, er muß schon viele Jahre alt sein. Und darauf steht von Wilhelm Müllers Handschrift das Lied, das er einmal vor vielen, vielen Jahren auf der Wanderung vom Repkowhof nach Dessau in einer windzerwühlten Herbstnacht aufgeschrieben hat. Das Lied, dem der Schubert-Franzl dann klingende Flügel gab.

Dazu einige Zeilen von fremder Frauenhand, die mitteilen, daß Wilhelm Müller gewünscht habe, der Frau Gräfin Annemarie von Heyken dieses Lied zu übermitteln mit einem letzten, frohen Gruß von ihm. Er sei am 30. September leicht und mit einem Lächeln auf den Lippen in die Ewigkeit hinübergeschlummert.

Er ist nur dreiunddreißig Jahre alt geworden.

Die Zeit ist weitergerollt. Noch immer steht der Repkowhof, und es gibt auch wieder einen Eyke von Repkow darauf. Wie das Schicksal so spielt, ein Repkow aus einer Seitenlinie des alten Geschlechts hat eine Heyken geheiratet, und da steht nun noch fast alles so, wie es damals vor hundert und mehr Jahren war.

Da steht nun auch noch ein Rest der alten Mauer und ein Stück von dem alten Tor springt zwischen Flieder- und Holdergesträuch hervor, und der alte Brunnen ist noch da und die Linde, die selbst nicht mehr recht weiß, wie alt sie ist.

Aber die alten Geschichten, die weiß sie noch.

Die werden ja immer wieder wach in solchen warmen Juninächten, wenn das junge Volk nicht schlafen kann und bis in die späte Dunkelheit am Brunnen sitzt und sich ewig alte und immer wieder junge Torheiten ins Ohr flüstert.

Und selbst, wenn die Burschen und Mädel dann endlich nach Hause gegangen sind, da sie ja nicht die ganze Nacht über da sitzen können, hört das Wispern und Flüstern zwischen der Linde und dem Brunnen nicht so leicht auf.

„Ja, so war das, Alter", raunt es im Gezweig, und die vielen bunten Vögel, die da nisten atmen seufzend auf und stecken den Kopf unter das Gefieder, „so war das mit Wilhelm und der Annemarie. Und so kommt das immer wie-
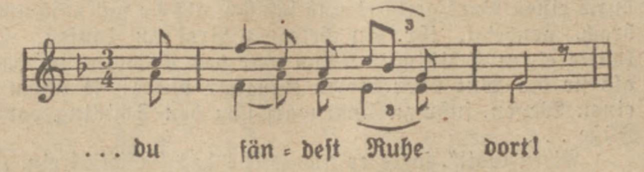
der — und darum, meine ich, singen die Menschen das Lied heute noch immer, weil es ein Lied ist, das einmal aus dem Herzen kam und immer wieder zu Herzen geht."

„Wird wohl so sein", tropft der Brunnen müde. „So alte Lieder haben ihren Zauber."

Ein junger Vogel piepst im Schlaf.

Und dann ist es ganz still.

Nur in den Zweigen raunt es leise:



Vom Kramen und Tuscheln.

Ein Advents=Bilderbogen von **Hans Nowack.**

Die dunklen Tage sind herangekommen, es wird selbst am Mittag nicht mehr recht hell. Wer zur Haustür heraustritt, blickt zum Himmel auf, der nahe ist wie ein Dach, und wartet auf die erste Schneeflocke. An den Ecken lauert der Wind, er hat etwas Steppenhaftes, einen langen Atem, der nicht aussetzt, und du spürst, er ist nicht von hier.

Wie still es in den Zimmern ist; in der guten Wärme scheinen die Wände zu summen. Vor den Scheiben steht Zwielicht, es färbt sich blau, wenn unten in den Straßen die Laternen angehen. Sonntag um diese Zeit wirst du den Adventskranz anzünden; es müssen noch vom vorigen Jahre Lichte da sein, kleine, dicke, rote Stümpfe. Aber wie soll man Bratäpfel machen, wenn die Wohnung Zentralheizung hat? Und Bratäpfel, Lichter und Schummerblau müssen doch sein, nicht wahr, wenn die dunklen Tage gekommen sind.

Auch sollte irgendwo ein tüchtiger Sack Pfeffernüsse stehen, in den man beim Vorbeigehen schnell einmal die Finger steckt, um sich — es sieht ja niemand, und es merkt ja niemand, bei der Menge! — ein paar Küchel zwischen Zähne und Backe zu schieben, wie einen fetten Priem. Alles priemt um diese Zeit, Kinder, Frauen und der Herr des Hauses. Wunderbarerweise sind die Pfeffernüsse eines Tages alle, und wenn dann Kopfnüsse drohen, sind's die Katzen gewesen.

Und weil nun einmal Mensch und Katze keine Ruhe geben mit der Eß= und Neugier, und weil doch der Advent die Zeit des fröhlichen Wartens ist und nicht die der Erfüllung, so hebt denn allerorten das Verstecken und Gekrame und Getuschel an. Manchmal läuten Boten an der Tür, doch ehe man draußen ist, sind sie schon abgefertigt, — ach, nur der Briefträger mit so einer dummen Drucksache.

„Sind die Kinder auch artig?"

Wie der Ankunft hoher Herren immer die Quartiermacher vorauseilen, so macht sich im Advent der bärtig-biedere Knecht Ruprecht auf die Sohlen, um nach dem Rechten zu sehen und dem großen Gast die Wege zu bereiten. Vor den Lichtern am Christbaum sind die Lichtlein am Adventskranz, und vor dem hohen Glanz des Heiligen Christ wandert die bescheidene Laterne des wackeren Nikolaus einher.

Wir nannten ihn Nickel und nahmen ihn nie ganz voll. Sein weißer Bart war zwar respektgebietend, aber doch als Bart unwahrscheinlich; in seinem Baß drohten die Donner, doch sie hatten etwas Gekünsteltes. Dieser Mann, halb Geist, halb Onkel, erinnerte an irgendwen, ja, vermutlich war er überhaupt irgendwer, vielleicht der Herr Vikar oder der große Hübner aus der Oberprima, dem Kerl war schießlich alles zuzutrauen, und in der Singstunde brummte er, daß ihn jeder Nickel hätte drum beneiden müssen und der Kantor rot anlief. In diese unsere jagenden Gedanken platzte der traditionelle Kriegsruf aller Nikolause aller Zeiten: „Sind die Kinder auch artig?" Hier wurde die Sache kritisch, denn nicht umsonst hatten wir seit vielen Nachmittagen abwechselnd unter dem Sofa gelegen und Berta, der Magd, mit Grabesstimme diese Worte aus dem Hinterhalte schrecklich zugerufen. Jetzt grinste die Gute, jetzt schluckten wir, zwischen Angst und Gelächter, und jetzt räusperte der Vater und sprach in einem Ton, als wollte er dem Nickel eine Zigarre geben, die langerwarteten erlösenden Worte. den dicken Sack auf seinem Buckel, daß er hin und her sprang — nun, und das übrige kennt jeder von uns, denn wir hoffen daß jeder sich einmal aus Nickels unerschöpflichem Gabensack das Beste herausgegriffen hat.

Nicht viel später, und wir gingen selber als Nickel in die Häuser, langgewandet und sehr bärtig. Einmal trat ich mir dabei auf Vaters alten Schlafrock, und der Nickel rollte mit Sack und Bart in den Schnee. An der Ecke trafen wir drei Stück andere Nickel, und homerische Beschimpfungen wechselten zwischen den ehrwürdigen Dienern des lieben Christkinds. Dann stapften wir weiter durch den Dezemberabend, rückten die Bärte zurecht und probten im tiefsten Baß: „Sind die Kinder auch artig?"

Einen Wunsch abluchsen.

Einen leeren Schuh am Abend vor die Tür stellen und ihn morgens wieder voll von kleinen, über Nacht erfüllten Herzenswünschen zur Tür hereinholen: das ist kein Kunststück. Doch einen kleinen Schuh, der wundergläubig vor der Tür wartet, so zu füllen, daß ihn sein Besitzer schon am Inhalt als den seinen, und nur den seinen, erkennen müßte: das ist eine schwere Kunst, die wohl bedacht sein will. Aber mit dem Schenken ist's wie mit den Schulaufsätzen, man schiebt es bis zum letzten Abend auf, und wenn dann nicht von selbst der rettende Einfall kommt, so gibt's im Deutschen eine Vier und im Schenken eine Enttäuschung.

Das hat mit der Größe der Gabe nichts zu tun. Ein Achtel Marzipankartoffeln, im richtigen Moment gestiftet, kann schwerer wiegen als ein Zentner echter Kaviar. Mir fällt, wenn übers Schenken philosophiert wird, immer wieder eine kleine, unscheinbare Begebenheit ein, die mehr zur Sache sagt als alles Klugsprechen: Ein kleines Mädel kriegt zu Weihnachten von einem ganz besonders feinen Paten eine neue Puppe geschenkt, ein wunderbares Kunstgeschöpf von fast unsinnigem Wert; es nimmt sie atemlos vor Staunen auf, so etwa, wie man einen besseren Besuch empfängt — aber wer beschreibt die Seligkeit, als die also Beschenkte für die alte Puppe ein kleines Milchfläschchen mit einem richtigen Pfropfen bekommt! Da war die neue Dame fast vergessen.

Jemand einen Wunsch „abluchsen", darin besteht das Geheimnis. „Es soll so was eine überraschung seyn und da kommt die Sorge hinterdrein, ob man auch nach gusto die Sachen ausgesucht habe." So schreibt die Frau Rat Goethe am Weihnachten an den Sohn, an einem stillen Nachmittage, wo's draußen auf der Gasse „wie in Lappland schneidt". — Wer aus solchem Geist schenkt, wird richtig schenken.

Herzen und Sterne gemischt.

Und gibt es etwas Schöneres, als an so einem Nachmittag, wo's wie in Lappland schneit, den Mantelkragen hochgestellt, die Straßen entlangzulaufen, mit keinem anderen Ziel als dem, die Schaufenster aller Art mit den Augen zu plündern? Die grämlichste Gasse noch ist hell geworden, golden fällt der Schein von den Auslagen auf Bürgersteig und Fahrlahn, das Bellen und Rauschen der Wagenkolonnen ist wie in Watte gepackt; kleine, weiche, weiße Glitzerflocken hängen sich in die Schleier der Damen, und jeder rundliche Herr im steifen Hut sieht aus wie ein Schneemann bei Andersen. Unter dem fröhlichen Treiben von oben hat sich im rabiatesten Straßengewühl ein wertloses seltsames Einverständnis gebildet, ein verschwiegener Geheimbund der Päckchenträger, denn ein Päckchen tragen, am kältesten Finger oder auch am Mantelknopf, das gehört nun einmal dazu.

Wir dünken uns arme Schlucker und sind im Grunde nur verwöhnte Kinder. Wir stehen vor den Fenstern, leicht gerührt, und denken anerkennend: Wieder allerhand Neues! Was würden aber unsere Großväter und Urgroßväter sagen, wenn sie mit uns vor den Lichterschreinen dieser Spiegelfenster stünden, in denen alle Wunder des Erfindergeistes und Gewerbefleißes einer sprunghaft vorgestoßenen Welt sich aufgestapelt finden? Haben wir vergessen, wie es noch vor fünfzehn Jahren war? Sind wir des Überflusses so sicher, daß wir uns aufführen, als wären wir in ihn so selbstverständlich eingeboren wie in die Natur?

Im Fenster eines kleinen Konfitürenladens hängt ein Schild: „Herzen und Sterne gemischt, ff. Schokoladenguß, 3 Stück 10 Pf." Vor dem Fenster des kleinen Konfitürenladens bleibt der Weihnachtsstraßenbummler lange stehen. Von geheimer Gewalt gezogen, tritt er ein und kauft im

Darauf schien der Nickel nur gepaßt zu haben, er schüttelte kleinen Konfitürenladen Herzen und Sterne gemischt, drei Stück für zehn Pfennig. Wie er wieder auf der Straße steht und das dritte Stück am Gaumen zergehen läßt, wird ihm plötzlich klar, warum nach allen Herrlichkeiten dieser Welt just dies bescheidene Angebot unwiderstehlich war: So wie der kleine Pfefferkuchen schmeckt, so roch es in den Weihnachtswochen beim Spezereiwarenhändler daheim! Das ist lange her, aber wenn die ersten Schokoladenherzen in die Fenster kommen, wollen auch Respektspersonen wieder wissen, wie es zu Hause im schummrigen Gewölbe des kleinen Krämerladens nach Christkind roch.

Advent, wunderlich schöne Zeit, da sich Erwartung des Kommenden und Erinnerung an das Gewesene süß und melodisch verschränken . . .

Zahlenaberglauben in Japan.

Der Zahlenaberglaube ist über die ganze Welt verbreitet. Aber wenn wir Europäer bei der 13 ein gewisses nervöses Gefühl nicht überwinden können, wenn wir daneben vielleicht auch noch die 7 nicht gerade zu unseren Lieblingszahlen rechnen, so sind in anderen Ländern wieder gänzlich andere Zahlen verpönt. Insbesondere die Japaner sind hinsichtlich von Zahlen außerordentlich abergläubisch, und das zeigt sich bei keiner anderen Gelegenheit so ausgeprägt wie beim Telefon und den Telefonnummern. Der Japaner ist überzeugt, daß gewisse Unglückszahlen rettungslos eine Katastrophe nach sich ziehen. Sieht er also zum Beispiel eine Fernsprechnummer, die auf 42 endet, so sträuben sich seine Haare. Nach altem Aberglauben nämlich bedeutet eine solche Zahl den sicheren Tod innerhalb des nächsten Jahres. Auch andere Zahlen sind von Geheimnissen umgeben. Um nun die besonders abergläubischen Japaner, die das Unglück hatten, solch eine ominöse Zahl als Fernsprechnummer zu erwischen, von der Gefahr, die sie umlauert, zu befreien, ist ein Berufszweig ganz eigener Art entstanden. Es gibt da nämlich einflußreiche Persönlichkeiten, die zu den Postbehörden die besten Beziehungen unterhalten. Man kann sich an sie um Hilfe wenden, und sie werden dann dafür sorgen, daß der Fernsprechteilnehmer anstelle der Unglückszahl eine harmlose neue Nummer, vielleicht sogar eine besondere Glücksnummer erhält. Solche Vermittlertätigkeit ist recht einträglich. Die „kleine Entschädigung", die die betreffenden Mittelsmänner für ihre Mühewaltung verlangen, kann 1000 Yen und mehr betragen. Wer in dieser Beziehung bereit ist, eine größere Summe anzulegen, bekommt dann allerdings eine Glücksnummer, zum Beispiel 357, wodurch dem Besitzer die glücklichsten Schicksale und Erfolge im Leben so gut wie sicher sind.

Auf diese Weise sind in Japan schon viele hunderte von Fernsprechnummern umbenannt worden. Daraus ergab sich nun allerdings eine Schwierigkeit: wohin mit all den Unglücksnummern? Aber die japanischen Postbehörden haben auch da Rat gewußt. Man hat die Unglücksnummern einfach für die Behörden übernommen. Polizeistationen zum Beispiel glaubt man, könnten schon ein bißchen Unglück aushalten, jedenfalls würde die Behörde noch am ersten damit fertig werden . . .

Schottische Geschichten.

Die Fliege.

Ein Schotte, in Geldsachen praktisch wie alle seine Landsleute, sitzt am Tisch des Gasthauses und trinkt ein Glas Bier. Plötzlich sieht er oben im Schaum eine tote Fliege. Er trinkt vorsichtig das Bier um die Fliege herum, und jetzt erst, als das Glas zu drei Viertel leer ist, ruft er „entrüstet" den Kellner, nimmt in seiner Gegenwart die Fliege heraus und verlangt Ersatz.

Der Kellner kommt bald unter Entschuldigungen mit einem frischen Glas Bier zurück, das bis oben voll ist.

Am Nebentisch sitzt ein anderer Schotte mit seiner Gattin seit längerer Zeit bei einem Glas Bier für beide. Sobald der Kellner sich entfernt hat, sagt der andere Schotte halblaut zu dem ersten nach dem Nebentisch hin:
„Darf ich nach Ihnen um die Fliege bitten?"

*

Der Kavalier.

Als Kavaliere sind die Schotten nicht sehr beliebt, denn sie geben nicht viel aus. Einer hatte ein junges Mädchen, um nicht ein Lokal besuchen zu müssen, vier Stunden lang durch einen Park geführt und sah sich, als sie fast zusammenbrach, genötigt, ihr ein belegtes Brot zu kaufen. Das kostete einen Schilling. Kaum war das Mädchen zu Hause, als sie die Wut über diesen Kavalier packte; sie nahm sich einen Wagen, fuhr zu ihm, warf ihm den Schilling vor die Füße . . .

„Mein Gott", sagte er und steckte das Geldstück ein, „das hätte doch auch Zeit bis morgen gehabt".

*

Der Weihnachtsmann.

Ein Schotte feiert Weihnachten. Am Weihnachtstage sind alle im Zimmer versammelt. Plötzlich gibt es einen Knall. Der Schotte stürzt zur Tür hinaus; nach einigen Augenblicken kommt er wieder zurück und sagt: „Denkt euch, Kinder, eben hat sich der Weihnachtsmann erschossen".

*

Der Heiratsgrund.

Ein Schotte hatte sich verlobt und seiner Braut natürlich den Verlobungsring geschenkt.

Bald darauf wurde ihm die Sache aus irgend einem Grunde wieder leid und er forderte den Ring zurück.

Das war eben leichter gesagt, als getan; denn der goldene Reif ließ sich weder mit Sanftmut noch mit Gewalt von dem Finger des Mädchens lösen.

Angesichts dieser Tatsache, den Ring nicht wieder zu bekommen und das Gold dafür also gleichsam zum Fenster hinausgeworfen zu haben, änderte der Schotte wieder seine Ansicht — und heiratete das Mädchen.

*

Der Schilling.

Erste Zeitungsmeldung: „Ein Fischer in Gravesend (Südengland) hat einen Hering gefangen, in dessen Magen sich ein silberner Schilling befand".

Zweite Zeitungsmeldung: „Die schottische Fischerei-Flotte ist in einer heftigen Bewegung nach Süden begriffen".



Lustige Ecke



*



Hazardspielers Heimkehr. „Nun — wieviel hast du gewonnen, Männe?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.